

Andreas Mehringer

HEIM- KINDER



Gesammelte Aufsätze
zur Geschichte
und zur Gegenwart der
Heimerziehung



Ernst Reinhardt Verlag
München Basel

Andreas Mehringer, Heimkinder

Andreas Mehringer

Heimkinder

Gesammelte Aufsätze zur Geschichte und
zur Gegenwart der Heimerziehung

Vierte Auflage

Ernst Reinhardt Verlag München Basel

Dr. Andreas Mehringer, ehemaliger Leiter des Münchner Waisenhauses, Noestraße 30,
81479 München

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Mehringer, Andreas:

Heimkinder : gesammelte Aufsätze zur Geschichte und zur
Gegenwart der Heimerziehung / Andreas Mehringer. –

4. Aufl., 16. Tsd. – München ; Basel : E. Reinhardt, 1994

ISBN 3-497-01313-7

ISBN 3-497-01313-7

ISBN 978-3-497-60188-2 (E-Book)

© 1994 by Ernst Reinhardt, GmbH & Co, Verlag, München

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung der Ernst Reinhardt, GmbH & Co, München, unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen in andere Sprachen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Vorwort zur vierten Auflage

Seit 1976 hat sich in der Kinderfürsorge einiges geändert. Neben dem Heim haben andere Hilfen für verlassene Kinder eher den Vorrang bekommen (Ersatzfamilien, therapeutische Hilfen). Heimplätze bleiben aber gefragt – für Kinder, die nach wiederholten Verunsicherungen endlich einen Ruhepunkt finden müssen: in einem Heim bei Menschen, die sie ohne Wenn und Aber leben lassen und annehmen, die sie auch zu schützen bereit sind gegen weitere Unruhe und die ihnen in vielfältiger Weise weiterhelfen. Das erfordert im Heim eine zuverlässige pädagogische Konstanz. In diesem Sinne bleiben die Aufsätze zur leidvollen Geschichte der Heimerziehung bis in unsere Gegenwart aktuell.

Andreas Mehringer

Vorwort zur ersten Auflage

Heimkinder – das Wort ist sprachlich paradox. Die Kinder, die wir damit meinen, sind solche, die eben kein Heim haben. Und wenn wir die Hilfseinrichtungen für diese Kinder einfach »Heim« nennen, so geschieht das sicher oft leichtfertig. Wie schwer es ist, das Wort Heim wahrzumachen, habe ich selbst erlebt. Ich habe nach dem Krieg lange das Münchner Waisenhaus geleitet. Wir sind dort auf dem Weg von der alten Anstalt zum Heim einen Schritt vorangekommen. In dieser Zeit habe ich viel erlebt, über die Sache nachgedacht, für den neuen Weg geworben, Vorträge gehalten, Aufsätze geschrieben. Viele Freunde sind der Meinung, diese Erfahrungen sollten in einem Sammelband vorliegen. Hier ist er. Ich erzähle, was ich selbst als Anstaltskind, später als junger Lehrer in einer Erziehungsanstalt erlebt habe. Es folgt der Bericht vom alten Waisenhaus – und wie dann in den 50er und 60er Jahren in seltener Einmütigkeit gegen alle Widerstände das neue Waisenhaus entstand.

Die folgenden Fachaufsätze betreffen das gesamte, weite Problemfeld (sie sind auch einzeln zu lesen): eine kurze Geschichte der Anstaltserziehung (es ist gut zu wissen, von wie weit wir in der Heimerziehung herkommen; daß wir erst am Anfang, vielleicht am Kilometerstein zehn eines neuen Weges stehen); was für Kinder das sind, die heute noch in ein Heim kommen; das lange übersehene Elend der frühen Kindheit von familienlosen Kindern (meine bitterste Erfahrung in all den Jahren); wie man mit den meist »schwierig« gewordenen Heimkindern heilpädagogisch umgehen kann, auch wenn man kein gelernter Heilpädagoge ist; wie man Heimerziehung aus einer künstlerischen Wurzel heraus lebendig gestalten muß; wie das Kernproblem, nämlich die Erzieherfrage, heute zu sehen ist; wie die Heimerzieher gewärtig sein müssen, daß sie immer wieder »von Feinden umstellt« sind, wenn sie ihre Sache recht machen wollen; wie ein Heimleiter Freunde für seine Sache gewinnt, um die Außenseiterrolle der Heimerziehung zu überwinden; daß die Nachbarggebiete Adoption und

Pflegestellenwesen heute an Bedeutung gewinnen, worüber sich jeder Heimerzieher freuen soll.

Die in sieben Bereiche unterteilten Aufsätze sind keine »Theorie der Heimerziehung«. Es können Bausteine sein. Ich bezweifle, ob es je eine Gesamtheorie, ein festes System der Heimerziehung geben kann; heute aufgestellt, kann es morgen überholt sein.

Für eine Gesamtheorie fehlen: noch mehr Überlegungen zu dem größeren Bezugsrahmen, in den unsere Sache gehört; oder etwa ein Kapitel über Supervision, die heute allmählich ernst genommen wird; oder Überlegungen über Außenwohngruppen.

Die »kleine Lebenseinheit« – Grundprinzip einer menschlicheren Heimerziehung der Zukunft – muß sich in einer reichen Vielfalt von äußeren Formen dartun können. Auf der Suche nach dem immer Neuesten auf dem Innovationsmarkt dürfen wir aber dies nicht vergessen: Das Wichtigste bleibt der Mensch, an den sich das Kind halten kann. Die Gefahr besteht, daß wir dies vergessen.

Für wen habe ich das Buch geschrieben?

Erstens für alle an Kindern interessierten Menschen. Heimkinder sind auch Kinder. Was Kindern wohl und wehe tut, tut auch diesen Kindern wohl und wehe. Mehr Wissen um diese Kinder könnte ein Bildungselement, das Nachdenken über diese Kinder könnte wichtig sein für den Umgang mit den eigenen Kindern, mit allen Kindern. Trotz einer Flut von Fachliteratur, trotz der Medien, trotz der täglichen dicken Zeitung besteht ein Mangel an Wissen um das menschlich Allereinfachste und Allemötigste. Heimkinder haben es heute schon besser. Daß das so bleibt und daß wir noch weiter vorankommen, dazu bedarf es der Solidarität vieler Außenstehender. Auch alte Vorstellungen, Klischees wuchern weiter, was den Fortgang der Sache hemmt. Ein Heim – das soll ein Haus sein, in dem ich selbst als Kind gelebt haben oder leben möchte; in dem ich, wenn es sein müßte, auch mein eigenes Kind untergebracht sehen möchte.

Zweitens für Lehrer an Fachschulen, welche die Aufgabe haben, junge Sozialpädagogen heranzubilden; die das oft stiefmütterlich behandelte Fach Heimerziehung zu betreuen haben. Die Literatur dafür – eine aus selbst geübter Praxis gewonnene – ist spärlich.

Drittens natürlich und vor allem für die Heimerzieher selbst, für viele Freunde. Ich weiß, wie sehr sie immer wieder Anregung und Aufmunterung brauchen. Sie wird wohl leichter angenommen von jemand, der selbst an der Sache viel Freude gehabt hat.

München, im Herbst 1976

Andreas Mehringer

Inhaltsverzeichnis

I. Geschichte

1. *Ich war die Nummer 151.* Frühe eigene Anstaltserfahrungen trugen dazu bei, Heimkinder besser zu verstehen 9
2. *Von Findelkindern, Drehlade, Kinderarbeit und Waisenanstalten.* Bilder aus der Geschichte zeigen, wie kinderfeindlich es früher zuging 15
3. *Die Chance der Ruine.* Im Münchner Waisenhaus haben wir nach 1945 zum erstenmal richtige Wohnungen für kleine gemischte Gruppen eingerichtet 32

II. Verteidigung der Familiengruppe

1. *Niemandskinder.* Ich habe in den 50er- und 60er-Jahren viele seelisch verkümmerte Kinder aus den Säuglingsheimen geholt 43
2. *Die eigenen vier Wände.* Vom Familienprinzip im Heim. Was damit gemeint ist und was damit nicht gemeint ist . . 60

III. Die kleine Heilpädagogik

1. *Sozialwaisen.* Was für Kinder sind es, die heute noch in ein Heim kommen? Man nennt sie Sozialwaisen. Was bedeutet dieses Wort? 66
2. *Vom Umgang mit verhaltensgestörten Kindern.* Eine kleine Heilpädagogik ist in jedem Heim notwendig und möglich 82
3. *Zum Beispiel: Bettnässer.* Ein Verwahrlosungssymptom bekämpfen ist keine Hilfe. Am Bettnässer scheiden sich die Geister 109
4. *Das Heimkind und seine Angehörigen.* Ein gutes Heim bezieht die Angehörigen des Kindes mit ein 118
5. *Gespräche.* Das Gespräch ist das königliche Mittel in der Bemühung um Lebenshilfe für das Heimkind 129

IV. Erzieher sind auch Menschen

1. *Das Berufsbild des Erziehers im Wandel.* Heimerziehung ist mehr als nur ein Job 137

2. <i>Die Anleitung der pädagogischen Mitarbeiter.</i> Alle Erzieher, junge und ältere, brauchen die fachliche Begleitung im Gespräch	143
3. <i>Brief an einen jungen Heimleiter.</i> Von den Feinden einer guten Heimerziehung	154

V. Die Umgebung

1. <i>»Das Verweilende erst weiht uns ein.«</i> Vom Besichtigen und vom Besichtigtwerden	162
2. <i>Patenschaften.</i> Eine liebevolle und treue Patenschaft kann für ein Heimkind viel bedeuten	165
3. <i>Der Freundeskreis.</i> Manche Heime schaffen sich mit Glück und Fleiß einen Freundeskreis. Er erleichtert die Arbeit — ideell und materiell	171

VI. »Holt die Kinder aus den Heimen«

1. <i>Die Misere der Heimerziehung.</i> Sie besteht darin: man verlangt von ihr mehr als man ihr zu geben bereit ist	176
2. <i>»Holt die Kinder aus den Heimen«.</i> Ja, immer wenn ihr etwas Besseres habt. Dann ganz sicher, aber nur dann ..	184
3. <i>Das Ende einer Illusion.</i> Wenn sich ein Kollektiv progressiv nennt, ist es deshalb noch nicht gut	190

VII. Von Heim zu Heim

1. <i>Ein Reisebericht.</i> Wer die Heimerziehung kennen und verstehen will, muß sich viele Heime ansehen	196
2. <i>Ausblick 1981 – Welche Heimerziehung hat Zukunft?</i>	204
Janusz Korczak – und die andere Pädagogik	216

Ergänzende und weiterführende Literatur	222
---	-----

I. Geschichte

1. Ich war die Nummer 151

Frühe eigene Anstaltserfahrungen trugen dazu bei, Heimkinder besser zu verstehen

»Anstalt« — mit diesem alten Wort verbinden wir die Vorstellung von Häusern, in denen Menschen in besonderer Lage sich befinden, dort aber nicht ganz zu Hause sind: Kranke, Alte, Kinder. Wir hören das Wort Anstalt nicht mehr gern. Was die Kinder betrifft: in diesem Buch werden Schritte auf dem Weg von der Anstalt zum Heim geschildert, erste Schritte dieses Weges. Ich beginne die Berichte mit frühen eigenen Anstaltserfahrungen.

A)

Ein Kind muß von zuhause weg — in ein Internat, in ein Heim — zum Besuch einer Höheren Schule oder weil das Elternhaus nicht intakt ist. Bei mir war beides der Fall. Ich kam mit 10 Jahren »zum Studieren« — und zu Hause fehlte schon früh die Mutter. Als Bauernbub wurde ich 1911 in einem oberbayerischen Dorf als jüngstes Kind unter 4 Geschwistern geboren. Die Mutter starb mit 34 Jahren, als ich sieben Jahre alt war. Das wäre so früh garnicht nötig gewesen; aber die ärztliche Versorgung einer kranken Bäuerin war damals (1918) noch sehr dürftig. Ich bekam bald eine Stiefmutter, leider keine gute. In der ungeteilten Dorfschule in W. sagten der Lehrer und der Pfarrer von mir: der Bub ist ge-scheit, er muß studieren.

Das Erzbischöfliche Knabenseminar in Sch. (ich sollte natürlich Pfarrer werden) wurde zu meiner ersten, frühen Anstaltserfahrung. Ich war nicht einer von den Internatsschülern, denen es recht gut ging, weil sie im Hintergrund ein schönes Zuhause haben, regelmäßig Post und vor allem Päckchen bekamen (ein wichtiger Punkt bei der mageren Anstaltsverpflegung damals), im Grunde also »von Ferien zu Ferien« lebten und dachten.

Das Bedürfnis eines Kindes mit 10 Jahren nach Wärme, Geborgenheit war für meine Lehrer nicht vorhanden; seine Befriedigung war in der Benediktinischen Klosterregel »ora et labora« (bete und arbeite) nicht enthalten. Es gab den »Tageslauf« (eine Sache, nach der ich später

als Heimleiter oft gefragt wurde und worauf ich immer antwortete: so etwas Festes, wie Sie sich das vorstellen, haben wir nicht!). Der Tag des Internatszöglings verlief in strenger Regel: Halbsechs Wecken, sechs bis sieben Studium am Stehpult, sieben bis halbnacht die tägliche Messe, dann das Frühstück (eine Schüssel Kaffee mit Brot); acht bis zwölf Uhr Unterricht, zwei bis vier Uhr Unterricht, vier bis fünf Pause (mit einem Stück Brot), fünf bis halbsieben wieder Studium am Stehpult, dann Abendessen im großen Speisesaal, kurze Freizeit, neun Uhr Gang in den Schlafsaal.

Der schulische Leistungsdruck war gewaltig. Heute stellt man als Bedingung für Lernfreude mit Recht fest: »ein durch Wärme, Verständnis und Wertschätzung förderndes Erziehungsklima im Elternhaus«. Die Angst vor der nächsten Begegnung mit dem Mathematiklehrer, vor der nächsten Schulaufgabe in Latein oder Griechisch beherrschte den Tag und die Gespräche. Das Stehpult zwang zum Fleiß. Das Stehpult — das ist dein Platz, dahin gehörs du. Von einem erhöhten Sitz aus sieht dich der aufsichtsführende Präfekt, da gibt es kein Ausweichen. In der letzten halben Stunde erst durften wir uns manchmal setzen; dann erst konnte man auch einmal mit seinem Nachbarn Unfug treiben.

Das Schlimmste war — und ist noch heute in der Nacherinnerung an jene Jahre — gar nicht die Strenge, sondern das Gefühl der Verlassenheit. Abends beim Zubettgehen stand irgendein Präfekt oder Pater — lange Zeit war es ausgerechnet nochmal der gefürchtete Mathematiklehrer — vor dem Riesenschlafsaal mit seinen 40 Betten. Ich mußte an ihm vorbei. Wenn er in sein Brevier vertieft den revue-passierenden Zögling mißtrauisch anblickte, hob er seinen Kopf nicht. Niemand sprach wirklich mit mir. Der elfjährige, der dreizehnjährige Bub hatte keine Probleme zu haben.

Wir wurden meist mit einer Nummer aufgerufen, höchstens einmal mit dem Familiennamen, nie mit dem Vornamen. Ich war die Nummer 151. Später, im Waisenhaus, in den ersten Jahren dort, wenn die Schwester beim Wäscheausteilen in der Bubengruppe rief: »Nummer 28, da hast du deine Socken« — erinnerte ich mich an meine Nummer und an meine Verlassenheit in den Jahren 1921—1926, im Alter von 10 bis 15 Jahren. Ich kenne sie noch immer, die Nummer 151.

B)

Viel später, als ich schon junger Lehrer war, kam die zweite Anstalterfahrung. Sie betraf mich nicht mehr selbst, sondern meine Schüler. Ich war für ein ganzes Jahr zur Aushilfe in ein Erziehungsheim abgeordnet und hatte dort 180 Fürsorgezöglinge zu unterrichten: »verwahrloste« Knaben und Burschen, etwa 13—20 Jahre alt. Was ich davon zu be-

richten habe, ist bitter; manches mag dem heutigen Leser fast nicht mehr glaubhaft erscheinen. Ich schildere ohne jede Übertreibung, wie es in einer Erziehungsanstalt noch in den dreißiger Jahren (und noch 1942, das war mein Aushilfsjahr in dieser Anstalt) zuging, also noch lange nach der sozialpädagogischen Reformbewegung der zwanziger Jahre, lange nach der berühmten »Revolte im Erziehungshaus«.

Die Buben waren in einem großen Anstaltsbau untergebracht. Dazu gehörten Handwerkshallen für Schusterei, Schneiderei, für Schlosser, eine Säge, eine Gärtnerei und eine riesige Landwirtschaft mit Stallungen und ausgedehnten Wiesengründen. An Beschäftigung für die Buben fehlte es also nicht. Einige wenige machten in einem der Betriebe eine Lehre — oder versuchten es wenigstens. Die meisten wurden morgens nach dem Frühstück in Arbeitskolonnen zusammengestellt in 10'er oder 15'er-Gruppen, je nachdem, was an Arbeit gerade anfiel. Sie zogen mit ihrem Aufseher ab, bis mittag, und nach der Mittagspause bis zum Abend. Die Arbeitsaufseher waren durchwegs ältere »landwirtschaftliche Hilfsarbeiter«, mehr oder weniger streng bis hart, manche auch gutmütig. »Zu Hause« erwartete die Jungen räumlich gesehen der Saal für den Aufenthalt, auch als Speisesaal benutzt (mit Kästen am Gang) und dann der Schlafsaal; menschlich gesehen: je ein »Präfekt« für ca. 90 Jungen, der sie in geordneter Zweierreihe herein- und herausführte.

Wie wurde ein Präfekt¹ mit 90 Jungen fertig? Antwort: ganz leicht, viel leichter als ein Erzieher heute mit nur zehn Kindern. Mit den Insassen nicht fertig werden? Im Stil des Arbeitslagers, der Kaserne ist das überhaupt kein Problem. Bei einmal auftauchenden Schwierigkeiten mit dem einzelnen brauchte der Präfekt sich kaum selbst zu bemühen: dafür gab es kräftige, ältere Mit-Zöglinge, die — natürlich nicht offiziell — als Untergruppenführer fungierten und gegen besondere Privilegien mithalfen bei der Aufrechterhaltung der reibungslosen Abläufe.

Zu mir in die Schule kamen die Buben — nicht mehr alle, einige galten schon als ausgeschult — einmal in der Woche je einen halben oder auch ganzen Tag. Da lernte ich sie kennen. Was für junge Leute waren das? Es waren »Fürsorgezöglinge«, mit gerichtlich angeordneter »FE« (vorläufig oder endgültig) belegt. Die meisten kamen von der naheliegenden Landeshauptstadt, viele auch von den Kleinstädten und Landkreisen. Alle hatten etwas ausgefressen: Herumstreunen, statt regelmäßig Lehrstelle oder Arbeitsplatz zu besuchen; und Diebstähle; das waren die Hauptdelikte der jungen Burschen. Einige schwerere Fälle waren darunter: tätliche Angriffe auf den Meister, den Stiefvater, Teilnahme an Banden in der Großstadt. Die Fakten waren genau bekannt und in der

¹ Das Wort Präfekt wurde sonst mehr im Internat gebraucht. Das Wort fand aber auch in der Fürsorgeerziehung Anwendung für jeden Erziehenden, für Studenten, Praktikanten und völlig Unausgebildete.

Akte registriert. Weniger ausführlich, oft nur andeutungsweise waren die Hintergrund-Schicksale der Jungen angegeben; dabei waren diese viel wichtiger, weil hier für jeden ganz einfach menschlich denkenden und fühlenden Betrachter die Gründe zu suchen waren (oder gewesen wären) für das Fehlverhalten. Es waren überwiegend heimatlose Burschen: viele unehelich und ganz ohne Mutterliebe aufgewachsen; mit geschiedenen Eltern, einem trunksüchtigen Vater; mit Stiefvater oder Stiefmutter; mit einem inhaftierten Elternteil. Viele waren als Kinder viel herumgestoßen worden zwischen Heim, Pflegestellen und Verwandten. Von all dem wurde im Heim weniger mitleidig/verständnisvoll, sondern eher mit Verachtung gesprochen: »Sie müssen wissen, es handelt sich hier durchwegs um schlechte Abkunft; die Angehörigen tauchen manchmal hier auf; dann weiß man Bescheid; der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.«

Der fachfremden, im Grunde eigentlich lieblosen Grundeinstellung der Anstaltsleitung (nicht: arme Kinder, sondern: minderwertige Jugend) entsprach auch die ausgedehnte Strafpraxis gegenüber allen Unbotmäßigkeiten, vor allem gegenüber den Entweichungen. Viele liefen weg — es war ja auch »zum Davonlaufen«. Der junge Mensch, im Grunde wegen Heimatlosigkeit aufgefangen, fand hier nichts, was seinen natürlichen Bedürfnissen entsprochen hätte: erwachsene Menschen mit Verständnis, endlich einmal Angenommensein, Sicherheit, Entlastung und Ermutigung, Hilfe und Förderung, Freude und Freunde; dagegen nur Pflichten, Eingereihtwerden in eine Masse (mit dem Gesetz der Masse: der Stärkere siegt), totale Reglementierung, völliger Verlust der persönlichen Freiheit. Da war man ja »zu Hause«, auch wenn es dort oft drunter und drüber ging und man dabei verwahrloste, doch noch viel freier und glücklicher gewesen.

So war denn das Entweichen in der alten FE-Anstalt, auch in der meinen, gang und gäbe. Jede Woche gab es neue Fälle: drei oder fünf, manchmal noch mehr. Die armen Buben kamen nie sehr weit, die meisten blieben schon bei den Landgendarmen hängen. Nur wenigen gelang es, einige wilde freie Tage und Nächte in der Stadt zu verbringen, sich dort zu verstecken oder sich von solidarischen Angehörigen verstecken zu lassen. Keinem wurde je das Wegbleiben erlaubt, alle wurden zwangsweise zurückgeführt; denn kein Jugendamt wagte es, die Anstalt zu vergrämen; sonst hätte ihm ja diese keine bösen, lästigen Burschen mehr abgenommen.

Jede Woche also fielen die »Entweicher« an — und die lästige Arbeit ihrer Bestrafung. In meinem Leidensjahr in dieser Anstalt hatte man bereits eine Routinepraxis in dieser Sache entwickelt. Sie bestand aus zwei oder drei Teilen, je nachdem, ob es sich um einen Erstfall oder um einen Wiederholungsfall handelte. Erste Maßnahmen: Legen über den

Stuhl und sechs Schläge mit dem Stock auf den Hintern, und zwar vor versammelter Mannschaft nach dem Abendessen. Diese Prozedur fand fast jeden Donnerstag Abend statt — für die Masse der verwilderten, abgebrühten Buben der beliebteste Abend der Woche, attraktivstes Freizeitereignis. Der Präfekt schickte zum Direktor und ließ sagen: Wir sind soweit. Das besonders Aufregende war dann die Reaktion der einzelnen Jungen. Wer schrie und jammerte, war »unten durch«; wer keine Miene verzog, bestand die Prüfung, war der Held. Es galt — wie ich erst nach längerer Zeit von den Burschen erfuhr — ein ungeschriebenes Gesetz: Jeder neue Zögling war unter den anderen erst dann geachtet und aufgenommen, wenn er wenigstens einmal abgehauen war und diese »Taufe« empfangen hatte — eine Art Subkultur, eine grandiose Solidarisierung nach unten.

Zweite Maßnahme (auch sie wurde zu meiner Zeit bei jedem Entweichen durchgeführt): Haarschnitt in Kreuzform und das Tragen verunstaltender Kleidung. Praktisch sah das so aus: dem Delinquenten wurde mit der Haarschneidemaschine der sogenannte »Kreuzschnitt« geschnitten: eine Straße von der Stirn zum Nacken über den Scheitel, die andere von Ohr zu Ohr. Die zweite Verunstaltung bestand darin, daß der Junge für längere Zeit nur eine Hose bekam, deren rechter Teil ganz anders aussah als der linke — und eine ebensolche Joppe. Der Clown war damit fertig. Der Sinn dieser Maßnahme war: der Entweicher konnte nicht mehr entweichen, er konnte sich so nicht sehen lassen. Um die andere, viel tiefere Nebenwirkung des Vorgangs zu ahnen, braucht man kein Tiefenpsychologe zu sein: Bestehende Reste eines Selbstwertgefühls bei diesen von Haus aus schon ich-armen jungen Menschen wurden vernichtet.

An die Bilder, die Gesichter dieser Jungen erinnerten mich später die Bilder schwer hospitalisierter Kleinkinder. In dem berühmten tschechischen Film über Heimerziehung »Kinder ohne Liebe« wird ein kleines verlassenes Mädchen gezeigt, dessen seelische Lage eine Hintergrundstimme ausdrückt. Da heißt es einmal: »Jetzt kann ich noch weinen — später werde ich nur noch gleichgültig sein.«

Ich vergesse nicht, wie die Buben in dem Erziehungsheim oft fürchterlich heulten, dann aber ihre Not überspielten; wie sie ganz deutlich in ihrer Person noch weiter abnahmen, noch gleichgültiger, ja völlig gleichgültig wurden.

Die dritte Maßnahme wurde jeweils zusätzlich für Rückfall-Entweicher angewendet: der Karzer, auch über Nacht, oft über mehrere Tage, bei sehr knapper Kost. Eine abschreckende Wirkung hatte aber diese Maßnahme keineswegs, die Durchbrennerstatistik blieb konstant.

Aus dem inneren Leben dieser — mißbräuchlich immer noch Heim genannten — Einrichtung sei nur noch über die Situation der Bettnässer

berichtet. Daß es davon unter diesen Jungen viele gab, wird niemand verwundern. Die »enuresis nocturna« ist eines der klassischen Symptome einer »Verwahrlosung« als Folge von Ungeborgenheit von klein auf. Diese Krankheit mit Vorwürfen, mit Isolierung, mit Strafe anzugehen, statt zunächst das seelische Polster zu vermehren, zu versuchen: nachzubergen — ein tragischer Vorgang, allerhöchste Ungerechtigkeit.

Unter den 180 Anstaltszöglingen schwankte die Zahl der notorischen Bettnässer zwischen 25 und 40. Eine sozialpädagogische Betrachtung der Angelegenheit gab es nicht, das Problem wurde nur technisch gesehen und gelöst: die betreffenden Jungen mußten in einem eigenen Bettnässer-Schlafsaal schlafen. Die Betten in diesem Raum bestanden aus dem Holz- oder Eisengestell und einer mit Sägemehl gefüllten Truhe, einem Laken darüber und einer Wolldecke zum Zudecken. Das Sägemehl durch frisches zu ersetzen (Sägemehl gab es genügend, die Anstalt hat ein eigenes Sägewerk), war Sache des Jungen selbst; von der Anstalt wurden nur die häßlich braun gewordenen Bettlaken und Decken gewechselt — dies auch viel zu selten. Die Buben gewöhnten sich daran, Bettnässer zu sein. Sie blieben es und sie mußten sich schließlich auch noch an den Spott gewöhnen, der ihnen aufgrund ihres Leidens von seiten der Kameraden dauernd zuteil wurde.

Zu mir sagte der Direktor: »Als Lehrer haben Sie es hier gut. So gut wie ein Universitätsprofessor bei der Vorlesung. Disziplinschwierigkeiten gibt es bei uns nicht.« Ich regte an, die Heimschule mit Förderkursen zu organisieren, um so die auch schulisch zurückgebliebenen Jugendlichen beruflich voranzubringen. Der Direktor wehrte ab: »Das lohnt sich hier alles nicht. Sie sollten sich nicht so viele Gedanken um diese einzelnen Buben machen, da ist nicht viel herauszuholen. Es handelt sich, wie Sie noch sehen werden, durchwegs um Psychopathen.«

Die Frage: Woher so viel Härte, so viel Lieblosigkeit? bedrückte mich. Sie beschäftigt mich noch heute. Ich weiß keine Antwort.

C)

Ich muß diesen frühen Anstalterfahrungen noch einige Bemerkungen hinzufügen. Warum berichte ich davon? Die Situation der Heime und in den Heimen und auch in den Internaten hat sich doch inzwischen wesentlich gebessert. Das ist richtig — und es ist unrecht (wie es auch manchmal geschieht), mit dem Hinweis auf die alten Bilder alle Heimerziehung immer wieder zu verteufeln. Warum habe ich davon berichtet? Antwort: Wir dürfen nicht vergessen, von wie weit her wir kommen; daß wir auf diesem Gebiet erst jetzt (etwa seit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg) am Beginn einer neuen Entwicklung stehen; um zu verstehen, daß hier harte Tradition noch ganz nahe wie pfahlwurzelartig

in unsere Zeit hereinreicht; um zu verstehen, daß wir keine Sprünge machen können. Wer dies tut, weil er von Geschichte gar nichts wissen will, ist immer in Gefahr, die Sache selbst wiederum zu verfehlen. Die Entwicklung heute (1976) zeigt uns diese Gefahr sehr deutlich: An die Stelle der alten Fehler, Mängel, Mißstände treten neue, wenn man nicht die Sache selbst — nämlich eine bessere Versorgung der Kinder, sondern nur inhaltsleere Ziele wie »Modernität« und »Progressivität« im Auge hat.

So muß ich denn dem Leser dieser Aufsätze über Heimkinder nicht mehr eigens begründen, warum zunächst noch zwei weitere historische Beiträge folgen: einmal der Versuch einer Rückblende in die ganze Geschichte der Anstaltserziehung (es gibt dazu erstaunlicherweise wenig Texte); und dann — als Beispiel — mein Bericht vom Waisenhaus in München bis 1945 und nach 1945.

2. Von Findelkindern, Drehlade, Kinderarbeit und Waisenanstalten

Bilder aus der Geschichte zeigen, wie kinderfeindlich es früher zuging. Kinderkasernen reichen bis in unsere Zeit

Wir sind schon viel kinderfreundlicher geworden. Ich höre die Einwände: Kinderfreundliche Welt heute? 970 tödliche Mißhandlungen in einem Jahr in unserem Land; die Dunkelziffer der Mißhandlungen; das in der Kleinfamilie eingeeengte Kind der doppelt berufstätigen Eltern, die ihm viel Geld geben, es entzückend kleiden, mit ihm Autoreisen machen — aber selbst keine Zeit für es haben; die »Kinderparkhäuser« (Krippen, Kindergärten usw.) mit der Massenbetreuung, mit den viel zu großen Gruppen; Spielplätze? Wie müssen wir uns gegen Wohngesellschaften und ihre Hausmeister wehren! Und was ist aus der Schule geworden! Arme Kinder — auch heute, ganz anders arm als früher.

Und doch: der Leser folge mir auf einem kurzen Gang durch die Geschichte. Einen langen, ausführlichen, womöglich mit gedachten Filmaufnahmen, würde er gar nicht aushalten. Wenn er diesen Gang mit mir geht, wird er mir zustimmen, wenn ich wiederhole: wir leben (in Europa, im großen und ganzen vermutlich auch außerhalb Europas) in einer schon viel kinderfreundlicher gewordenen Welt. Es gibt einen Fortschritt, wenn wir mit dem schon Erreichten auch nicht zufrieden sein dürfen und unser Augenmerk auf noch nicht Erreichtes richten müssen.

Solange es Menschen gibt, neigen sie dazu — darin ganz »Natur« und noch nicht ihrer Bestimmung gemäß mehr als das —, auch unter sich die Schwachen zu unterdrücken. Zu den Schwachen gehören auch die Kinder; sie sind eben kleiner und damit hilflos bis ganz wehrlos. Schon in den Texten der Bibel im Alten und Neuen Testament werden Bilder deutlich, die das bestätigen: Kinder, die geopfert werden; Abraham, dessen Söhnchen Isaak gerade noch davonkommt, vom Vater getötet zu werden; der kleine Moses, im Körbchen im Nil ausgesetzt; schließlich der (auch geschichtlich erwiesene) Kindermord in Betlehem zu Beginn unserer Zeitgeschichte.

Im klassischen Altertum, als Griechenland und dann Rom zu nationaler Machtentfaltung kamen, war es um das Recht des Kindes auf Leben und Schutz schlecht bestellt. Kinder, die schwächlich oder sonst lästig waren, wurden einfach ausgesetzt. Wie allgemein gültig und verbreitet nicht nur in Sparta (wo das Staatsinteresse am radikalsten das Schicksal des einzelnen bestimmte), sondern auch im übrigen Griechenland und im mittleren und späteren Rom (nicht im frühen Rom) das Kinder-Aussetzen war, geht aus der Tatsache hervor, daß Männer wie *Plato*, *Plutarch*, *Cicero* und sogar *Seneca* davon berichten und offensichtlich darin nichts Böses finden.

Wie ging es weiter? Die Geschichtsschreiber haben von jeher (und bis heute) ihr Interesse kaum der Kulturgeschichte, sondern vornehmlich der National- und Kriegsgeschichte zugewandt. Aber einiges Wenige ist uns doch überliefert, oft nebenbei und in anderen Zusammenhängen — und wir können uns schon ein Bild machen, wie es durch die Jahrhunderte weiterging bis in unsere Zeit nahe dem Jahr 2000.

Sicher brachte das Christentum zunächst eine Wendung zum Besseren. Sein Gründer Jesus — der Bestimmung gemäß selbst als Kind seinen Mördern entronnen — bezeichnet so eindeutig und unmißverständlich die Liebe als das oberste Gebot (Liebe deinen Nächsten wie dich selbst; du sollst nicht töten) wie nie jemand zuvor oder nachher. Sein Programm enthält eine grandiose Aufwertung des Kindes (wenn ihr nicht werdet wie die Kinder) und das Gebot, für arme Kinder zu sorgen (wer eines in meinem Namen aufnimmt, nimmt mich auf). Für verlassene Kinder mitzusorgen, war denn auch in der Frühzeit des Christentums eine selbstverständliche Pflicht der Nachbarn, der Gemeinde — vermutlich ohne daß das mitleidig geduldete »Gemeindekind« (Marie Ebner v. Eschenbach) daraus wurde, wie es später geschah.

Schön wär's, wenn die christliche Lehre in Bezug auf Armut und auf arme Kinder real wirksam geblieben wäre; sie ist es nicht. Von verwaiseten, verlassenen Kindern hört man bald wieder, wenn auch spärlich. Wir müssen uns die viel geringeren Bevölkerungszahlen der ersten Jahrhunderte vorstellen. Berichtet wird von Findelkindern, die Praxis des

Aussetzens ging also weiter: kein Name, Eltern und Abstammung unbekannt. Der *Erzbischof von Mailand* soll 787 das erste Findelhaus gegründet haben; etwa um die gleiche Zeit gebot ein früher Papst *Leo*, ein Asyl für Kinder zu errichten, da ihm immer wieder berichtet wurde, daß die Fischer Kinderleichen aus dem Tiber zogen.

Bald wird dann von der Einrichtung der sogenannten Drehlade berichtet: das waren muldenförmige Ablagestellen an Kirchen und Klostermauern, in die man anonym ein Neugeborenes legen konnte; der Behälter konnte nach innen gedreht werden, das Kind wurde im Kloster aufgenommen und großgezogen. Es gibt keine Statistik darüber, wie viele Kinder das waren und was aus ihnen wurde. Aus vielen regionalen Berichten geht hervor, daß es diese Einrichtung in allen größeren Städten gab, eigene Kinderanstalten dagegen noch kaum. Ein erstes deutsches Findelhaus haben Historiker aus dem Jahre 1041 in Laibach ausgemacht. Von der ersten »Findel« in Nürnberg wird 1365 berichtet. Kindermorde nahmen ab.

Häufig ist in den Berichten aus dem frühen Mittelalter von den Polizeimaßnahmen gegen das Betteln die Rede, man sprach von Betteljagden. Das Problem wurde auf leichte Weise gelöst: das »Gesindel« wurde aus den Städten über die Grenzen getrieben und dem Nachbarn überlassen, der seinerseits damit fertig werden sollte. Da gibt es z. B. die »Reformationsordnung in Polizeysachen« des Landgrafs von Hessen vom Jahr 1526, welche die Zulassung fremder Bettler verbot und die Weisung enthielt, »das eine jede Stat, Flek oder Dorff ihre arme dürfftige Lewthe selbst underhalte«. Eine besondere Erwähnung der Kinder findet nicht statt. Die Versorgung aller Armen war *eine* Sache. Auf die zunehmende Zahl armer Kinder weist *Joh. Justus Winkelmann* in seiner pädagogischen Schrift »Einfältiges Denken« (1649) hin, die mit ihrer kräftigen Sprache zeigt, daß es damals schon Menschen gab, welche erkannten, daß man für arme Kinder noch anders sorgen müsse als nur durch Almosen.

»Wie manchen Vatter-, Mutter- und Freundberaubten und verlassenen Waisen siehet man öfter auf der Gasse gehen, weiß weder von Gott noch von seinem Wort, kennet weder Tugend noch Laster, Ehr oder Schand, geht dahin wie ein Vieh, hat kein Anlaß oder Gelegenheit etwas zu lernen, muß wol oft ein-Schelm, Dieb, Mörder ja Höllenbrand werden; hie sollte Obrigkeit Vatter der Waisen sein und mit wol angestellten Schulen und guter Kinderzucht dem Übel zuvor kommen, auch wol bedenken, mit was Gewissen sie dieselben strafen wollen, welche sie zuvor in der zarten Jugend wol hätten können recht lehren und ziehen und doch solches so liederlich versäümet haben.«

Aber immer neue Kriege und Wirren verhinderten den Fortschritt in der Tat; man denke an den Bauernkrieg, den 30jährigen Krieg, den Einfall der Franzosen 1693, wobei das ganze Rheinland verwüstet wur-

de, jeweils mit dieser Hinterlassenschaft: ausgebeutete Bezirke, Seuchen, Hungersnot.

Gegen Ende des 17. und dann im 18. Jahrhundert entstanden in Deutschland Waisenhäuser in größerer Zahl. Es gibt dazu viele Einzelberichte, jeweils mit einer ganz eigenen Geschichte. Die Einrichtungen gleichen aber im wesentlichen einander sehr: von unserem heutigen Standpunkt aus gesehen waren es durchwegs schreckliche Anstalten. Die meisten Kinder blieben dort am Leben, aber sie hatten ein schweres Los. Ich will dem Leser an einem Beispiel die damaligen Waisenhausanstalten¹ vorstellen.

Das »Hochfürstlich-Hessen-Darmstädtische« Waisenhaus — genehmigt vom Landgrafen Ernst Ludwig — wurde 1697 gegründet von dem Pietistenführer *Eberhard Philipp Zühl*, einem Schüler und begeisterten Anhänger *August Hermann Franckes* (1663—1727). Das Haus wurde wie viele andere in dieser Zeit ganz im Geist der Pietistischen Bewegung geführt, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts die evangelische Kirche Deutschlands ergriff. Der Pädagogik auf diesem rückständigen Feld war das nicht gerade zuträglich; aber man konnte froh sein, daß sich überhaupt jemand um die Sache kümmerte. Der Staat — wer war das in der Vielstaaterei damals? — überließ Not und Armut den Kirchen; diese aber waren lange Zeit mit dem Kampf »um die reine Lehre« beschäftigt. Die Reformation versagte auf sozialem Gebiet ganz, was sich schon im Bauernkrieg zeigte.

Die pietistische Pädagogik war gekennzeichnet von dem Prinzip der Zucht, der Behütung, der »Brechung des verderblichen Eigenwillens«, während die uns heute so wichtigen positiven Elemente wie Spiel, Spontaneität, Freude sehr zurückgedrängt wurden.

Das Haus in Darmstadt lebte von der Arbeit der Kinder und von freiwilligen Spenden. Die Stiftungen in Geld und Materialien waren oft mit der Auflage verbunden: die Waisen sollten dafür Fürbittgebete für bestimmte Anliegen der Spender verrichten. Das hatte zur Folge, daß die Kinder »fast tägliche und stundenlange Gebete um die sonderbarsten Wünsche unbekannter Wohltäter« zu erledigen hatten — ein einträgliches Geschäft freilich.

Die Aufnahmebedingungen im Darmstädter Waisenhaus waren ziemlich streng: lutherische Konfession, eheliche Geburt; uneheliche Kinder, Kinder unehelicher Eltern, Kinder von »Diebs- und Räubergesindel« nahm man nicht an, man habe schlechte Erfahrungen mit ihnen gemacht, man befürchtete »die Bestärkung von dergleichen Menschen in ihrem

¹ Die ausführlichste Schilderung einer damaligen Waisenanstalt fand ich in einem alten »Päd. Magazin« des H. Bayer Verlags, Langensalza. Titel: Das Waisenhaus in Darmstadt. Ein Beitrag zur Geschichte der Jugendfürsorge in Hessen-Darmstadt, 1929. Verfasserin: Dr. *Jutta Gerlach*.

liederlichen Leben« und außerdem seien uneheliche Kinder nach der Bestimmung der Zünfte bei Handwerkern »schlechterdings nicht« unterzubringen.

Wie lebte so ein Waisenkind im Jahre 1700? Eine Tagesordnung ist überliefert, die — weil sie sich bewährte — über 100 Jahre unverändert so blieb: Fünf Uhr Wecken der Kinder, Schul- oder Gebetsstunden, von acht bis elf und von drei bis sechs Beschäftigung in der Waisenhausfabrik: der große Arbeitssaal des Hauses war mitsamt den Kindern an eine Strumpfweberei verpachtet; in dem gleichen Saal spielten sich auch die Schul- und Betstunden und das Essen ab; freie Stunden von sieben bis acht, um acht Uhr ging man zu Bett. Diese Tagesordnung ist »durchflochten mit Beten und der Erledigung bestellter Gesänge«. Alles Spielen war den Kindern untersagt. Ihr ganzes Leben spielte sich durchwegs im geschlossenen Raum ab.

Die Kinder standen dabei die meiste Zeit unter der Aufsicht nicht des Inspektors oder eines Lehrers, sondern des Spinnmeisters. Dieser erhielt nur einen Teil seiner Besoldung von der Anstalt, den anderen Teil vom Unternehmer; er war also auf die Ausnützung der Arbeitskraft der Kinder besonders bedacht. Er war es auch, der die Kinder allabendlich in den Schlafsaal begleitete und »bei denselben zu verweilen hatte, bis sie sich in die Bettten gelegt haben«. Seine eigene Schlafstätte war »zunächst bei der Schlafstube der Knaben«, um sie beobachten und für rechtzeitiges Aufstehen sorgen zu können.

Er war es auch, der die Strafen austeilte; davon wird mit großer Selbstverständlichkeit berichtet. Die Züchtigung mit dem »Farrenschwanz« war die allgemeine Strafe. Außerdem gab es das tagelange »Anschließen an den Klotz«; später wurde für Knaben ein »Zuchtstuhl aus stark eichen Räumlingen« angefertigt. Man schreckte schließlich auch davor nicht zurück, gröbere Strafen durch den Polizeidiener ausführen zu lassen.

Zu alldem paßten noch die Mißstände in der Unterbringung, in der Hygiene, in der Verpflegung. Standard-Essen: Suppe und Brot; die Ärzte übten einmal Kritik an der allzu reichlichen Ausgabe von trockenem Brot; Kartoffeln, die in Deutschland sonst schon um 1750 verbreitet waren, erschienen auf dem Speisezettel der Anstalt erst um 1800.

In einem Memorial an den Fürsten aus dem Jahre 1921 heißt es: »... es ist aber nicht so viel Raum da, daß man das Mägdlein legen kann, sondern es muß den anderen unten zu Füßen überzwerch liegen.« Es gab natürlich viele Krankheiten, vor allem die Krätze war sehr verbreitet. Dazu heißt es in dem Bericht des Hofmedicus aus dem Jahre 1726 an den Fürsten immerhin, daß dies nicht verwunderlich sei bei diesen »armen wie im Gefängnis zusammengekehrten Weysen«, bei dem »Gestank in allen, am meisten in Schlaf- und Krankenzimmern«. In der damals üblichen halb-lateinischen Sprache (in besseren Kreisen war es nicht vor-

nehm, deutsch zu schreiben oder zu sprechen) fährt er fort: Nichts werde sich ändern,

»so lange die Kinder nicht ein Haus bekommen welches aeri liberiori et transpirabili exponieret, auch mehreren Raum und ein Garten hätte, worinnen die Kinder bey nöthiger Arbeit in freyer Luft dann und wann eine motion finden könnten, so werden noch viele derselben hiedurch ihren diem fatalem im Waisenhause finden, welches anstatt misericordia immisericordiam an ihnen exercieren heiße . . .«

Dem Leser mag es genügen; weiteres Detail kann man sich bei der Grundeinstellung der damaligen Betreuer selbst ausmalen.

Alle hier an einem Beispiel geschilderten Mißstände in den Waisenhäusern des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit waren schließlich Anlaß zu einer für die Geschichte der Jugendhilfe hochinteressanten Bewegung, die noch viel zuwenig bekannt, auch kulturhistorisch zu wenig erforscht ist: zu dem sog. »Waisenhausstreit« zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts². Aus vielen örtlichen Dokumenten geht hervor, daß gegen 1780 sich viel Kritik, Widerspruch, ja Entrüstung gegen die Kinderanstalten laut machte und auch nicht mehr verstummte.

Was wurde beklagt? Zunächst ein damals weit verbreiteter Mißstand — der übrigens zeigt, daß Darmstadt teilweise schon zu den besseren Einrichtungen gehörte — nämlich die Sammelanstalt »für Züchtlinge, Tolle und Waisen. An dem Waisenhaus in Memmingen (von dort gibt es besonders ausführliche Berichte) wird getadelt:

»Von der zartesten Jugend an sehen die Kinder an diesen Leuten Exempel der Störrisheit, Faulheit, Widersetzlichkeit, Gefräßigkeit und andere Fehler, die diesen meist nur halb gescheiten Personen, bei denen alle Überlegung fehlt und kein vernünftiger Grund Eindruck macht, nicht mehr abgewöhnt werden können. Die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten wird auch durch die beständige Bemühung und den Verdruß über diese 30-, 40- und noch mehrjährigen Waisen so zerstreut und vermindert, daß man auf die jungen Kinder, für die das Waisenhaus eigentlich da ist, nicht die gehörige Sorgfalt verwenden kann. An Leib und Geist müssen die Kinder ja bei solchen Mitbewohnern verwahrlosen.«

Ein Hauptpunkt der Kritik war die Arbeitspflicht der Anstaltskinder. In Erfurt z. B., wo zwei Waisenhäuser entstanden (ein katholisches und ein evangelisches), wurden die Kinder ab sechs Jahren im Winter von sieben bis elf und von eins bis sieben, im Sommer von sechs bis elf und von eins bis acht Uhr in der Spinnanstalt beschäftigt. »Der Spinnmeister konnte die Kinder nicht genug zur Arbeit antreiben, denn von jedem Pfund fertiger Wolle fielen ihm sechs Pfennig zu.«

Der Philanthrop *Christian Gotthilf Salzmann* (1744—1811) hat uns in dem Roman »Carl v. Carlsberg oder über das menschliche Elend« die Mißstände ergreifend geschildert. Zum Thema Kinderarbeit heißt es da

² *Jos. Jacobs*, *Der Waisenhausstreit*, Druckerei C. Truhe, Quakenbrück, 1931.

einmal: er sah zwei Knaben auf der Erde liegen, auf den entblößten Rücken war ein schweres Stück Holz gelegt. Das Verbrechen des Kindes bestand darin, daß es ein bestimmtes Gewicht an Wolle nicht aufgesponnen hatte.

Unser Wissen aus Darmstadt von dem »Unmaß an Gebeten und religiösen Liedern« in den Anstalten wird in den kritischen Schriften jener Zeit vielfach ergänzt. In einem leidenschaftlichen Votum gegen das Stuttgarter Waisenhaus (1782) heißt es:

»man läßt die Kinder täglich in der Fron eine Menge Gebetsformeln und biblische Sprüche hersagen und um Lohn geistliche Lieder singen; man verwandelt dadurch das, was die wichtigste Aufgabe des Herzens werden sollte, in eine gezwungene Mummerei und die Kinder, statt daß ihr Charakter durch Religion veredelt werde, in niederträchtige Heuchler.«

Das organisatorische Grundübel war natürlich das Fehlen geeigneten Personals. Das wurde auch von einigen wenigen gesehen, aber Fachpersonal gab es einfach nicht. Damals war ja auch der Schulmeister meist noch eine ungebildete und ökonomisch bedauernswerte Gestalt. Als im Jahr 1811 (!) in Darmstadt ein neuer Waisenhausverwalter gesucht wurde, meldeten sich u. a. sechs ausgediente ältere Feldwebel. Einer davon wurde genommen und bald hieß es, die Wahl sei ein Mißgriff gewesen.

Die Kritik hatte allmählich Erfolg. Es kam zu vielen Auffassungen von Waisenanstalten. Manche Häuser wurden als Kasernen benutzt (was man übrigens auch bei uns nach 1945 öfters hätte tun sollen). Es war wie eine neue Welle: die Kinder wurden — in Familienpflege gegeben. Wir denken an das Schlagwort, das auch in unserer Zeit aufkam: Holt die Kinder aus den Heimen! Wie heute wurde die Bewegung von den »Administrationen« der Zeit nicht ungern gesehen: man hatte die Kinder auf noch biligere Weise los; denn die Kost- und Pflegegelder, die man an private Prsonen zu zahlen hatte, waren sehr niedrig.

Aus den weiteren Berichten jener Zeit geht nun hervor, daß sich die neue Form nur teilweise bewährte. An manchen Orten hatte man die Kinder vor das Haus gestellt — und die Interessenten kamen und suchten sich ein Kind aus. Daß viele aufnahmewillige Pflegeeltern dabei den »Nutzwert« des Kindes, nämlich seine Arbeitskraft im Auge hatten, liegt auf der Hand.

Wer traf die Auswahl, wer beaufsichtigte die Vorgänge? »Die Pflegestellen wurden von den Gemeinden nur mit Einwilligung der Ortsgeistlichen bestimmt, daß sie unter dessen Aufsicht stehen.« Es wundert uns nicht, daß es dabei oft an der richtigen Auswahl und Aufsicht fehlte; daß man sich oft veranlaßt sah, den Leuten ein Kind wieder wegzunehmen. Vor allem dies wundert nicht: daß von vielen Fällen berichtet wird, wo die Pflegeeltern vom Kind arg enttäuscht waren und sie es von sich aus wieder zurückbrachten.

»Gar trübe Erfahrungen macht der Drechslermeister mit seinen beiden Schützlingen. Trotzdem er 4 eigene Kinder hat, die Waisenkinder also eine ihnen entsprechende Gesellschaft hätten, gehen die Waisenkinder nicht aus ihrer Stupidität heraus; sie reden nicht, sind nicht imstande, den leichtesten Auftrag auszurichten, obwohl sich sowohl er als auch seine Frau die größte Mühe mit ihnen geben.«

Verallgemeinert — wie so oft, wie leider auch heute — wird dann bald wieder von einem völligen »Fiasco der Familienerziehung« gesprochen. Der Waisenhausstreit geht weiter, es wird zum Rückzug angetreten. Die neue Parole heißt: wir brauchen bessere Waisenhäuser. Manche Formulierungen der Verteidiger der Heime sind interessant, weil man daraus sieht, was man in dieser Zeit unter »Reform« verstand.

In einer Schrift von *Zarnack* (»Daß zweckmäßig eingerichtete Waisenhäuser die nützlichsten Erziehungsanstalten werden können«, 1819) heißt es, Kritik an den alten Häusern sei berechtigt, es habe »Hungeranstalten« gegeben, wo die »ganze Erziehung auf Übung im Stillsitzen beruhe«, wo Pestgeruch und Verkrüppelung ihre Schrecken entfaltet hätten und »wo niemand wohl genähret war außer dem Verwalter«; aber »in diesen Bauernfamilien« seien sie oft noch schlechter aufgehoben. Nicht alle Waisenhäuser seien so schlecht und man solle doch nicht »auf das einseitige Geschrei der Philanthropisten« hören; man müsse auch alles ausschließen, was von empfindlichen Seelen hierüber vorgebracht ist, »welche die Waisenhäuser nur dem Namen nach kennen«. In seinem Waisenhaus habe doch »jedes Kind sein eigenes Bett, in großen durchlüfteten Schlafsälen«, schreibt *Riecke*, ein anderer Verteidiger, in seiner Schrift »Beantwortung der wichtigen Frage: soll man Waisenhäuser beibehalten?« (1806), und er fügt — ganz »modern« — hinzu, man solle doch jetzt überlegen, ob man nicht die bestehenden Vorteile der Familienerziehung auf die Anstaltserziehung übertragen könne. *Krüger* (Archiv für Waisen- und Armenerziehung, 1825) meint, die körperliche Arbeit der Kinder dürfe eben nicht mehr so lange dauernd und statt Wollekratzen und Stricken müsse man andere Arbeiten suchen; das Beste sei Garten- und Feldarbeit, täglich 3—4 Stunden; und er lobt die Gymnastik:

»Überall wo in Waisenhäusern Gymnastik betrieben wurde, fand ich die Waisen offen, gesund und munter, z. B. in Bern, Frankfurt, Potsdam, Hamburg; hingegen wo dies nicht der Fall war, phlegmatisch, schläfrig und träge.«

Weiter wurde verteidigt: die Vorteile, welche gut eingerichtete Waisenhäuser gewähren, seien jetzt augenfällig; gesundheitliche Schädigungen seien »unter den jetzigen Umständen, nach Aufhebung der nachteiligen Arbeiten, besonders des Wollekratzens, nur noch selten«.

Auch *W. Ch. Günther* (»Die Waisenfrage im Großherzogtum Weimar«, 1825) drückt sich schon in unserem Sinn aus, wenn er davor warnt,

die Privaterziehung für so leicht ausführbar zu halten und wenn er die Frage »Waisenanstalt oder nicht« so differenziert: Wichtig sei, »kein Kind, auch das vernachlässigste, aufgeben«; diese Kinder müßten oft längere Zeit in einem »Besserungshaus« verpflegt und nützlich beschäftigt (wir würden sagen: familienfähig gemacht) werden — und wenn eines seinen Pflegeeltern entlaufe, müsse es zurückgenommen werden!

Die geistige Welt der Zeit nahm von diesen Vorgängen kaum Notiz. Es war die Zeit Goethes, Beethovens, der Romantik. Immer neue Kriege auch um 1800 und später sorgten dafür, daß die armen Kinder nicht weniger wurden.

Ein Gutachten zum Waisenhausstreit aus dem Jahr 1795 endet mit der Bemerkung, Familienpflege der Waisen sei doch nach Möglichkeit vorzuziehen; nach Möglichkeit, das konnte auch damals nur heißen: soweit ausreichend vorhanden, und zwar auch qualitativ ausreichend. Der Waisenhausstreit hatte sicher eine belebende Wirkung auf die Entwicklung der Anstalten. Die Frage »Anstalt oder Familie« blieb weiter bestehen — und sie besteht auch heute noch, wenn auch mit ganz anderen Bildern. Einmal ist diese Richtung fast so etwas wie Mode, einmal wieder die andere; und immer besteht die Gefahr, daß man dem Zeitrend entsprechend »das Kind mit dem Bade ausschüttet«, statt aus der Geschichte zu erkennen: Es geht gar nicht darum, ob »die« Heimerziehung oder »die« Familienpflege besser ist; es geht jeweils um ein Kind und um die Frage, wie man ihm am besten helfen kann.

Wir sind jetzt schon im 19. Jahrhundert. Die Hoffnung, daß sich die Situation für das Heimkind geradlinig noch weiter verbessert, wurde nicht erfüllt. Es kam im vorigen Jahrhundert zu einem deutlichen Stillstand; es gab sogar einen Rückschritt. Er hängt mit der nun explosiv auftretenden Industrialisierung zusammen und mit der damit verbundenen noch stärkeren Ausnützung der Arbeitskraft von Kindern schon vom frühen Alter an. Hinzu kam als hemmendes Element die in Wissenschaftskreisen des mittleren 19. Jahrhunderts verbreitete Theorie des Engländers *Malthus*: nach ihr ist Armenpflege und Kinderfürsorge sinnlos; denn armen Eltern Verantwortung abnehmen heißt, sie dadurch zu noch hemmungsloserem Kindererzeugen anzuregen.

Das Bewußtsein, daß es diesen Kindern noch immer miserabel geht, daß man ihnen besser helfen müsse und auch könne, hatten nur einzelne »Rufer in der Wüste«. Das Vorankommen da und dort war mit einzelnen Persönlichkeiten verknüpft, Idee und Werk gingen aber mit ihnen auf und unter.

Johann Heinrich Pestalozzi (1746—1827) war wohl der wichtigste unter diesen Männern, auch was die Wirkung betrifft. Seine ganze Pädagogik — auch die Begründung der Volksschule und der Kinderpsycho-